

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

229 (3.10.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 3. Oktober 1925

Über anonyme Briefe

Von Emil Szittna

I. (Der diskreditierte anonyme Brief)

Der anonyme Brief ist zwar von schlechten Theaterstücken her ziemlich diskreditiert, aber immerhin eine interessante seelische Ausdrucksform, über die man nicht mit Nasenrumpfen und Ekel ohne weiteres hinweggehen kann. Gewiß ist der anonyme Brief immer etwas feige, aber dieses Namenlosbleiben hatte manchmal auch seine kulturelle Ursache, denn es gab Zeiten, in denen man nicht ohne weiteres jeden Gedanken aussprechen und sich Gefahren aussetzen durfte, und so hat der anonyme Brief nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern auch im Leben ganzer Völker eine große Rolle gespielt.

II. (Die Politik)

Es ist zwar anzunehmen, daß der anonyme Brief eine weibliche und intrigantenhafte Angelegenheit ist, aber es gab große Menschen, die doch zu diesen Mittel greifen mußten. In diesen anonymen Briefen gehören die Juniusbriefe. Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen viele Pamphlete gegen Georg III. von einem Autor, der sich die Pseudonyme Atticus und Brutus zulegte. Am 21. November 1788 erschienen plötzlich in Buchform von demselben Autor die Juniusbriefe, die schon deshalb ein großes Aufsehen erregten, weil sie mit großem Scharfsinn den König, die Politik, bekannte Minister, das Parlament und die Staatsbeamten geißelten. Zuerst vermutete man hinter dem Angriff den Beginn einer politischen Verschwörung, weil diese damals in England häufig waren, aber man merkte sehr bald, daß ein monarchistischer Geist hinter der Anonymität steckte, der nur die Absicht hatte, Mißstände zu geißeln. Die Briefe waren in einem so guten Stil geschrieben, daß man dahinter bedeutende namhafte Autoren vermutete. Mehr als 30 Berühmtheiten verdächtigte man mit der Autorschaft, darunter Persönlichkeiten wie General Lee, den Dichter Clower, den Herzog von Portland und Lord Temple. Die Juniusbriefe wurden ein wichtiges Zeitdokument der englischen Geschichte. Eine Bibliothek füllende Literatur entstand über sie. Sie wurden in alle Sprachen übersetzt, am spätesten kam die deutsche Ausgabe und wurde von Arnold Ruge bejagt. Man hat nie einwandfrei festgestellt, wer der Autor dieser Briefe war. Taylor behauptete, daß sie von Sir Philipp Francis stammen.

Die Juniusbriefe gehörten nur zu der Sorte von anonymen Briefen, die Aufsehen erregten, doch im Grunde genommen wenig Wirkung hatten, aber es liegt im Charakter des anonymen Briefes manchmal auch verhängnisvoll zu wirken, und besonders in unruhigen Zeiten spielen sie eine unheilvolle Rolle. Zu diesen anonymen Briefen gehören die von Jean de Bay verfaßten Briefe. Er gehörte zu den merkwürdigsten Gestalten, die die französische Revolution hervorbrachte. Als Offizier wurde er unter Ludwig dem XVI. wegen Unfähigkeit mehrere Male bestraft, und es ist seltsam, daß gerade dieser unbeholfene Soldat während der ganzen Revolution gegen die Revolution arbeitete und ihr vielleicht die unheilvollsten Tiefs verfehlte. Am Anfang seiner Tätigkeit gebärdete er sich ziemlich stürmisch, versuchte den König, später Marie Antoinette vor dem

Schafott zu bewahren, aber als ihm dies nicht gelang, entwickelte er sich zum größten Intriganten seiner Zeit und begann auf diese Art und Weise die Revolution zu unterminieren. Er hat falsches Geld fabriziert, überschwenkte damit ganz Frankreich, um die schlechten Finanzen der Revolution zu untergraben, aber seine Haupttätigkeit bestand darin, daß sich seine Agenten an die bedeutendsten Revolutionsführer heranmachten und sie für die Gegenrevolution kauften. Es gelang ihm auch sehr bald, Delaunay unter seinen Gehilfen zu sehen. Delaunay hat dann bei dem Geheimagenten Bay's dem österreichischen Bankier Jules Frey, den gefährlichsten Revolutionsführer Chabott eingeführt, der noch vor einem Jahre für die Revolution sein Kapuzinerkleid ablegte. Der Bankier stellte Chabott Geld zur Verfügung, und in der Zeit, wo ganz Frankreich hungerte, feierte der einstige Kapuziner mit seinen a-generationalen Freunden die unheimlichsten Feste. Chabott war zwar zu naiv, um zu wissen, in wessen Dienste er stand. Er glaubte nur, daß man ihm aus Verehrung ein behagliches Leben gewährte und hat unter dem Einfluß von Frey mitgeholfen, die Gironden zu vernichten. So wurde durch Chabott der gegenrevolutionäre Bay Lenker der Revolution. Bay kaufte auch die Polizei und eine Zeitung gehörte zu seinen Hauptangelegenheiten. Als es Bay gelungen war, die Revolutionsführer genügend zu korrumpieren, als er die besten Freunde Dantons in den Händen hatte, begann er mit anonymen Briefen zu arbeiten, denunzierte er seine Angestellten und lieferte sie dem Schafott aus. Nachher überflutete er ganz Frankreich mit anonymen Flugchriften, in denen er zeigte, wie korrumpiert die Revolutionsführer sind. Bay spielte auch beim Aufstand am 13. Vendémiaire eine große Rolle, und man weiß nicht, welche verhängnisvollen Rollen er noch gespielt hätte, wäre bei diesem Aufstand nicht Napoleon aufgetaucht. Mit Napoleon hörte Bay's eigentliche Tätigkeit auf. Nach Rückkehr Ludwigs des XVIII. kam er zwar wieder zum Vorschein, aber nur um sich seinen Lohn für seine verhängnisvolle Arbeit zu holen. Er wurde am 7. September 1814 zum St. Ludwigskritter ernannt und ein Jahr später zum Brigadegeneral. 1822 starb er an einem Schlaganfall.

Nicht ganz hierher gehören die anonymen Briefe, die Zebis-Trübschler erwähnt. In seinen Memoiren erzählt er, daß in den vier Jahren viele hochgestellte Persönlichkeiten von irgend einer Seite anonyme Briefe erhielten. Man konnte nie herausbekommen, wer der Verfasser dieser Briefe war, aber die Leute, die solche Briefe erhielten, fühlten sich so bedroht, daß mehrere Selbstmord verübten.

Auch in dem Fall Redl spielte ein anonymes Brief eine große Rolle. Ein anonymes Brief war es, den das österreichische Kriegsministerium auf Redl's Spionage aufmerksam machte.

Während des Krieges erregten großes Aufsehen die Spartakusbriefe, die in Deutschland im Interesse des Sozialismus und der Revolution arbeiteten. Man hat lange nach dem Verfasser dieser Briefe gefahndet, aber erst nach der Revolution vermutete man, daß ihre Autoren Levine und Zogisches waren.

Hier darf nicht unermähnt bleiben, daß während des Krieges der Heeresleitung und der Polizei die anonymen Briefe eine große Arbeit machten. Die amtlichen Stellen bekamen täglich hunderte von anonymen Briefen,

in denen sie auf angebliche Spione aufmerksam gemacht wurden, und alle diese meist falschen Angaben wurden nachgeprüft, und manch unschuldiger Mensch, meistens aus besetzten Gebieten, hatte dieser Gemeinheit wegen jahrelange Untersuchungshaft und manchmal auch den Tod zu erleiden.

III.

(Die Liebe)

In der Liebe schreckt man vor nichts zurück und kennt in der Gemeinheit keine Grenzen. Man vermutet vielleicht mit Recht, daß der erste anonyme Brief etwas mit der Liebe zu tun hatte.

Ein interessantes zeitgeschichtliches Dokument sind „Briefe aus Berlin“, die 1784 anonym erschienen sind und damals sehr interessante Enthüllungen über das Sittenleben Berlins machten. Man hat den Autor dieser Briefe, die manchen Menschen an den Branger stellten, nicht feststellen können, aber man hat sie damals dem bekannten Schriftsteller Carl Anton de Vilati zugeschrieben.

Der anonyme Denunziationsbrief ist die heikelste Art, jedem Unannehmlichkeiten zu bereiten, und vielleicht am häufigsten werden die anonymen Denunziationsbriefe im Zusammenhang mit der Liebe verwendet.

Die Madame Dubarry, die lange Jahre hindurch eine Priesterin der Liebe war und durch anonyme Briefe der Marie Antoinette manchen Tiefs verfehlte, weil die Osterreicherin mit ihrer Liebespriesterchaft nicht einverstanden war, verdankt ihr graufiges Ende auch einem anonymen Brief, den eines Tages das Revolutionstribunal bekam, wodurch ihm das Versteck der Madame Dubarry mitgeteilt wurde, und somit wurde die Liebespriesterin dem Henker ausgeliefert.

Es ist bekannt, daß nicht nur hinter die meisten sexuellen Abnormitäten, sondern auch hinter die meisten pornographischen Erzeugnisse die Polizei nur durch anonyme Briefe kommt.

IV.

(Die Mystifizierung)

Vielen werden noch die Mystifizierungsbriefe des Kellners Herrenfeld im Gedächtnis sein. Über diesen Kellner meinte man lange Zeit, daß er sich eine seltsame Manie zulegte. Wenn irgendwo ein Mord oder ein Verbrechen geschehen war, erhielt die Polizei einen anonymen Brief, in dem der Kellner als Täter bezeichnet wurde. Die Polizei forschte einigemal den Briefen nach, und es stellte sich heraus, daß sie vom Kellner selbst geschrieben waren. Man bezeichnete Herrenfeld als einen Narren und kümmerte sich nicht weiter um ihn, und da, stellte es sich eines Tages heraus, daß der Kellner wirklich ein Einbrecher und Zuhälter war, der auf diese geschickte Art und Weise die Polizei von sich abzulenken suchte.

In dem berühmten Gau-Prozess spielte die Hauptrolle ein anonymes Telegramm. Frau Rositor erhielt eines Tages ein anonymes Telegramm, durch welches sie nach Paris gerufen wurde. In Paris wußte niemand etwas über das Telegramm, so daß Frau Rositor auf der Postdirektion nach dem Absender des Telegramms forschen ließ. Eines Tages wurde Frau Rositor von der Postdirektion angerufen, um sich die Antwort auf die Recherche zu holen. Auf der Post wußte man von diesem Anruf nichts, aber Frau Rositor wurde auf dem Wege zur Post ermordet. Später stellte es sich heraus, daß der Absender Gau war.

Buchkritik

Meyers Lexikon, 7. Auflage, in vollständig neuer Bearbeitung, mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Texttafeln. 2. Band: Rechte-Geographie (Hilfswissenschaften). (Verlag Leipzig.) Auch der 2. Band der neuen Auflage von Meyers Konversationslexikon verdient unser höchstes Lob. Bei einer genauen Prüfung zeigt sich immer wieder, daß man keine Mühe gescheut hat, um das Lexikon wirklich allen modernen Anforderungen anzupassen. Eine ungeheure Arbeit ist hier bewältigt worden. Und sie ist auch dann als gelungen zu bezeichnen, wenn der Spezialist an dieser oder jener Stelle lieber eine andere Formulierung gesehen hätte. Die allgemeine Zuverlässigkeit auch dieses zweiten Bandes wird von niemanden bestritten werden können. Die Menge positiver Wissen aber ist ganz gewaltig.

Es liegt in der durch die alphabetische Reihenfolge bedingten Eigenart dieses Bandes, daß besonders viel Gegenstände aus dem Bereich der Technik und Wirtschaft in ihm behandelt werden, so das Beleuchtungswesen, der Bergbau, Bevölkerungsstatistik, Brennereiwesen, Bierproduktion, Bleicherei, Bodenbearbeitung, Brückenbau, Bienenzucht, Brotverfeinerung, Brennholzgewinnung, Buchgewerbe und Chemie. Wer sich über diese Gegenstände knapp und klar orientieren will, der findet dazu hier die beste Gelegenheit. Aber auch sonst ist alles Wissenswerte gebührend berücksichtigt worden. Daß auch der sorgfältigsten Redaktionsarbeit einmal ein bedeutender Name entgegen kann, beweist die Tatsache, daß einer der größten deutschen Seesoldaten, der Danziger Paul Beneke, lebt.

Die Ausstattung ruft wieder Bewunderung hervor. Namentlich die buntsfarbigen Tafeln sind von einer reproduktionstechnischen Exaktheit, die zurzeit bei uns in Europa kaum überboten werden kann. Man sehe sich einmal die Tafel „Birnen“ an, und wir möchten wetten, daß dem Beschauer, sofern er nicht gerade aus irgendwelchen Gründen ein Feind des Dichtes ist, das Wasser im Munde zusammenläuft.

Aus allen diesen Gründen, inneren wie äußeren, empfehlen wir unseren Lesern nachdrücklich die Anschaffung des Lexikons. Für Behörden zumal dürfte es unentbehrlich sein. Da die einzelnen Bände immer in Vorkänden von einigen Monaten erscheinen, sind von vornherein recht günstige Zahlungsmöglichkeiten gegeben. Der Preis jedes Bandes beträgt 30 Mark. —

August Kumm, 30 Lichtdrucke. Mit Beileitwort von Heinrich Berl. (Buchhandlung Viefels, Karlsruhe.) — August Kumm ist ein badiischer Maler, der seit dem Jahre 1908 in Karlsruhe wirkt. Geboren wurde er 1898 in Schwanheim bei Oberbach (Bad. Odenwald). Wir haben in der „Karlsruher Zeitung“ seine künstlerische Entwicklung bisher mit Interesse begleitet. Denn Kumm ist einer der Maler, die es mit ihrer Kunst tiefenst nehmen, die ständig in inbrünstigem Kampfe liegen mit ihren Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen und sich unablässig bemühen, dieser ihrer Gefühlswelt technisch den überzeugendsten Ausdruck zu verleihen. Ein solches Ringen des Künstlers ist Glück und Qual zugleich, zumal dann, wenn die Gefühlswellen, in die er hinaufsteigt, vom Alltäglichen weit abliegen.

So durchzieht das ganze Schaffen Kums ein starker Hang zum Phantastischen und Übernatürlichen. Ob die Schöpfungen, die ihm speziell auf diesem Gebiet gelangen, die besten und markantesten sind, darüber wird man verschiedener Meinung sein können. Aber zweifellos sind auch sie Offenbarungen eines echten Künstlerwillens und einer tiefverankerten Künstlerseele. Wir möchten keine anderen Schöpfungen vorziehen. Sie verraten gute Naturnähe, eine ruhige, dem Edlen zugewandte Phantasie und ein feilisches Drängen zum Licht. Seine Porträts haben eine Beseltheit des Ausdruck, die gefangen nimmt. Kumm zaubert in die Höhe der von ihm Porträtierten ein geheimnisvolles Leben hinein. Die Ruhe dieser Gestalten und dieser Köpfe ist nur scheinbar, sie ist nur äußerlich. Von innenher erhalten sie alle eine lichtvolle Lebendigkeit. Sehr schön sind die Schöpfungen Kums, welche tänzerische Bewegungen eines feinmodellierten Frauenkörpers festhalten. Im ganzen ist sein Werk getragen von einem gewissenmaßen pathetischen Ernst. Aber auch der Humor fehlt ihm nicht ganz.

Die dem Publikum in dieser Mappe dargebotene Sammlung ist im ganzen mit Freude und Genugtuung zu begrüßen. Vielleicht hätte man die Auswahl noch etwas kritischer treffen können. Aber es kam wohl darauf an, einen Eindruck von dem gesamten Schaffen des Künstlers zu vermitteln. Die ästhetisch interessierte Öffentlichkeit hat jedenfalls alle Veranlassung, auch weiterhin Kums' Entwicklung mit Anteilnahme zu verfolgen. Die Mappe selbst ist ein schöner Geschenkgegenstand, der dem Beschenkten sicherlich große Freude machen wird. —

Ein festliches Spiel

(Zur Aufgabe nationaler Festspiele)

Von Dr. Rudolf K. Goldschmidt, Heidelberg.

Der Typus des Jubiläums-Festspiels weist auch bei uns Deutschen die Erinnerung an bittere Panalitäten und kulturlose Phrasen. Die Aufgabe die dem Dichter gestellt ist, kämpft entweder gegen die Absicht der Auftraggeber oder scheitert an der Unmöglichkeit, auf Kommando dichterisch entflammt zu sein und zu gestalten. Das Festspiel — so wünscht doch der Besteller wohl im allgemeinen — soll eine möglichst naheliegende Idee in möglichst naheliegenden Gespinnstlichkeiten und dekorativen Phrasen auf die Bühne bringen. Das Ergebnis war stets der Durchschnitt unserer Festspiele: allegorische Spielereien mit einer Germania oder sonst einer pappernen Fabelgestalt als Sprecherin und billige Reim-Weisheiten als Lehren. Die Hohlheit all dieser Festspiele ist von kultivierten Menschen stets peinlich empfunden worden. Wenn ehemals das Festspiel die Griechen und die Deutschen des Mittelalters zu festlichster Stimmung der Seele steigerten, so lassen unsere Festspiele jeden kalt und kühl, weil unser Ich und Herz unbeteiligt ist. Vielleicht hat man das Festspiel von je unterschätzt, obwohl es ein Ziel verfolgt, das von Bildungs-Drama schon seit Jahrhunderten ausgeht, das Volk in einer einheitlichen künstlerischen Stimmung wieder zu sammeln und ihm durch das Werk das Gefühl der festlichen Gemeinschaftszugehörigkeit zu schenken. Das Festspiel will also mehr und Höheres als das Drama. Es will Ausdruck lebendigsten Volksgefühls und Menschengefühls sein; das wird nie durch Papp- und geschminkte Allegorie erreicht. Die Größe und den geistigen und stilistischen Wert des Festspiels, das Fritz von Unruh unter dem Titel „Heinrich aus Andernach“ im Auftrag der Stadt Köln geschrieben hat, sehe ich nicht nur in der betonten Abkehr von allen marionettenhaften Pappfiguren unserer Festspiele. Es will wieder festliches Spiel der Gemeinschaft sein. Aber dieses Wollen wird große dichterische Tat. In der hohen dichterischen Gewalt, die hier dichterisch neuen Stoff gestaltet, der aus dem persönlichsten Leid des Volkes gewachsen ist; in der Kühnheit, womit dieser Stoff in Figuren von individuellster Spannung der Seele und des Herzens verdeutlicht ist, liegt auch die Kraft des Werkes, die bei der Kölner Uraufführung die Zuschauer zu Begeisterungen und Kundgebungen hingerissen hat, wie man sie selbst im rheinischen Köln bis dahin nicht gewohnt war.

Wir finden also keine trauer verhüllte Germania mit weinender Stimme, von einer pathetischen Heroine dargestellt, keine historischen Figuren, hinter deren Masken Barbarossa oder des Alten Fritz nur die Hohlheit billiger und phantasieloser Dichter-Unkraft sich dekorativ verbirgt, sondern Menschen unserer Zeit und unseres Leids. Auf einer erhöhten Wiege am Rhein kommen in einer Sommernacht dieses Jahres 1925 ein paar deutsche Männer zusammen. Sie rüsten sich zur Jahrtausendfeier des Rheinlandes, ein Festspiel vorzubereiten. Aber sie müssen wie die Männer auf dem Hügel die Nacht wachen, denn wir sind im besetzten Gebiet und französische Kleinlichkeit bewacht ängstlich und feige jeden Schritt. Ergreifend ist das Leid und die seelische Not unserer Volksgenossen festgehalten. Diese seelischen Qualen bilden den Ausgangspunkt der Handlung, die wie

¹ Buchausgabe. Frankfurt Societätsdruckerei G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Die Kleidung im Sommer

Von Dr. Fritz Neumann, Berlin.

Erst mit dem Menschen tritt auf der Erde der Begriff der Kleidung auf. Schmuckbedürfnis, wohl auch Schamgefühl mögen die ersten Triebfedern primitivster Art gewesen sein, wie wir sie heute noch bei den Inselvölkern der Südsee finden. Mit dem Augenblick jedoch, wo der Mensch aus der heißen in die kältere, gemäßigte Zone unseres Erdballs vordrang, wurde die Kleidung zu einem lebenswichtigen Faktor. Ja, man kann wohl sagen, daß die gewaltige Eroberung der kalten Zonen durch den Menschen ohne die Kleidung überhaupt nicht denkbar ist. Auch heute dürfen wir neben all den anderen Gesichtspunkten nicht vergessen, daß für uns in der gemäßigten Zone die Kleidung das Hilfsmittel, das Werkzeug ist, das unserem Organismus überhaupt erst den Aufenthalt in diesem Klima ermöglicht. Im Winter hat sie den Menschen mit einem Schutz zu umgeben, der die Wärmeabgabe nach außen verhindert, es ihm also erleichtert, seine gleichmäßige Körpertemperatur von 37 Grad innezuhalten. Im Sommer muß sie Schutz gegen Regen und Anwohler gewähren, ohne dabei wieder so viel Wärme im Körper zu fangen, daß er nicht gedeihen kann. Je schneller in einem Klima nun die Witterungsverhältnisse wechseln können, je schneller auf Regen der herrliche Sonnenschein folgt, je schneller die Außentemperatur wechselt, um so leichter muß man die Kleidung ändern können.

Zurzeit interessiert uns hauptsächlich die Kleidung im Sommer. Doch wollen wir noch die Übergangszeiten im Frühjahr und Herbst mit in unsere Betrachtung einbeziehen, da diese es gerade sind, die an die Kleidungsart besondere Ansprüche stellen. Da die klimatischen Faktoren der sogenannten Übergangszeiten nicht allgemein genügend berücksichtigt werden, feiern dann zu diesen Zeiten die Erkältungskrankheiten ihre Triumphe.

immer bei Unruh dichterisch mit gekühlten Gleichnissen geladen und sprachlich wunderbar geformt ist. Aber über die letzten Dramen hinaus ist Unruh wieder wirklichkeitsnäher und stofflicher geworden. Die Fabel wird deutlicher durchgehalten, wenn auch diese Fabel nicht das Wichtigste ist, sondern nur das Kristallglas bleibt, durch das die Idee des Dichters durchleuchtet. Die Fabel greift um eine Gestalt: um den Winger Heinrich aus Andernach, den das für den Mann schimpflichste Leid traf vom Feinde, von Franzosen gepeitscht worden zu sein, weil er einen verbotenen Weg gegangen war. Ein äußeres Erlebnis des Dichters bildete die Quelle der Fabel. Als Unruh im besetzten Gebiete weilte, wurde er auf einem verbotenen Wege von einem feindlichen französischen Offizier angetroffen. In dem Übermut des Siegers erhob der Franzose die Peitsche und schlug dem Dichter ins Gesicht. Der Zweifel einer Sekunde stieg auf: den Schlag wiederzugeben und sinnloses Opfer zu bringen oder den Schlag hinzunehmen und still unzufahren und den erlaubten Weg zu gehen. Unruh tat ein drittes. Wortlos geht er einige Schritte zurück, kehrt um und geht — ohne von dem erstaunt gaffenden Offizier gehindert zu sein, am fremden Eindringling vor, erneut den verbotenen Weg, den er nicht als verboten kennt, weil es der Weg der Heimat ist. Und er mag gedacht haben wie Heinrich aus Andernach: Der Weg ist nicht erlaubt?, bei Gott und Köln, der Weg in meinem eigenen Gut? Der Weg, den ich mit meinem alten Vater Stufe für Stufe in das Land gegraben, der Weg ist nicht erlaubt. In Heinrich aus Andernach brennt als Scham des Gezüchtigten zunächst nur eines: die Rache. Aber in diesen Szenen des festlichen Spiels vollzieht sich in gedanklich reichen und gefühlsstärkeren Auseinandersetzungen der Männer mit den Frauen die große Erkenntnis, daß böse Tat Böses gebären muß und Gewalt immer die Zerstörung in sich birgt, vollzieht sich die Wandlung und Reinigung, gegen die sich die Männer stemmen und welche die mit dem Blick der Zukunft begnadeten Frauen leben und gläubig bekennen.

Die Männer, die glauben, den Schuldigen, den Weichen, den Galben und Lauen zu sein, sehen plötzlich dort am Ziele ihrer Gewalt eine Gestalt auftauchen: den unbekanntem toten Soldaten: das größte und genialste Gleichnis dieser Dichtung. Und nun tritt sich in Heinrich die Erkenntnis auf: er, der einst in Natur selbst die Peitsche gegen die Unbewaffneten gebraucht hatte, ward selbst gepeitscht. Die Wurzel der Gewalt und Rohheit, die Gefinnung hat als Echo: Gewalt und Rohheit. Wie der Dichter die Wandlung vollzieht: die Wandlung der gepeinigten Kreaturen zu Menschen, der Peitsche zum fruchttragenden Rebstock, das ist ohne banale Konzeption, an lauen Gehirnpazifismus mit dem größeren Pazifismus des Herzens und der Willen des Dichters gesehen und in wundervollen Versen gestaltet und gesteigert bis zum Ende, da die Männer und Jünglinge den unbekanntem Soldaten tief im Meinfstrom versenken und ein neues Köln gründen, colonia pacis, die Kolonie des Friedens. Der Meinfstrom wird zum heiligen Strom, in dessen Fluten die sterblichen Triumer einer alten Zeit zu einer neuen Epoche gereinigt werden. Die Dichtung erstarrt und erkalte nicht in Nüchtern Allegorien, sondern ist durchzittert von einer ungeheuren Kraft tiefer Gläubigkeit und produktiver Suberficht; einer Gläubigkeit, die um so schöpferischer ist, als sie in sich das ganze Bewußtsein des tragischen Leids trägt, das jetzt auf unserem Volke als Nation lastet und als sie alle Rohheit und Brutalität der Feinde mit der Wucht eines tief aufgewühlten Herzens und

Gemeinschaftsgefühls anprangert. Freilich, die politische Kraft dieser Dichtung nicht nicht auf den Vorbeeren der Vergangenheit, nicht auf den Aktualitätsdornen der Gegenwart, sondern auf der Sendung der Zukunft. „Denn zweimal steigt kein Volk hinab in den gleichen Strom des Geschehens!“. Das bedeutet eine Abiage an alle politische Romantik, ein Herabreißen der Barbarosshärte und dekorativer, unschöpferischer Ordensbänder. In diesem Festspiel und festlichem Spiel unserer Tage gibt es keine parteiische Haltung. Unruh sucht nicht die Partei des Menschen, sondern das Herz. In klar, dem Kriegsblinden, und Heinrich dem Gepeitschten schlägt es heißer als in der Brust derer, die sich dem politischen Dogma verschrieben: des Stahlhelmfulfussheiden Konrad, des Gehirndemokraten Otto oder des Doktrin-Sozialisten Ludwig oder des Phrasenreders und Schamzüchtlers Schmidt. Der Typus wird zum Repräsentanten; die verfallenen Helden zu Blinden, der Blinde allein zum Sehenden und Seher, der den Verdunkelten Licht bringt.

Eigentlich müßte dieses Festspiel in allen deutschen Landen klingen. Aber es verträgt nicht die Nähe der Phrasen und deshalb ist es vielleicht von all denen gewünscht, deren Nahrung das Schlagwort und deren Lebensgefühl eine verflüchtete politische Romantik ist. Wo sich ohne Vorurteil das Herz öffnet, wird es von dieser schönen Dichtung im tiefsten aufgewühlt.

Bücheranzeigen

Louis Corinth, dem Ostpreußen. Von Geheimrat Professor Dr. Gaebble, Professor Arthur Degner und Dr. Ludwig Galtstein. Mit einem Beitrag von Professor Dr. h. c. Louis Corinth. Herausgegeben von Paula Steiner. Mit 26 Abbildungen und je einer Lithographie von Louis Corinth und Hans Salensky. In 8 Bänden N. 7,50. Gräfe und Unzer, Verlag Königsberg i. Pr.

Einem persönlichen Wunsch des nun dahingegangenen großen ostpreussischen Meisters folgend, hat die Königsberger Schriftstellerin und Journalistin Paula Steiner dieses Corinthis, die zerstreut in ostpreussischen Privatbesitz im Frühjahr 1924 zu einer Sonderausstellung in Königsberg zusammengebracht wurden. Louis Corinth war damals von Berlin nach Königsberg gekommen, und hatte im gefälligen Kreis bei dem damaligen Direktor der Königsberger Kunstakademie, Professor Wilhelm Hiele, den Wunsch geäußert, diese Bilder, Aquarelle und Landschaften, die er zum Teil länglich verschollen wähnte, und die aus den verschiedensten Perioden seines Schaffens stammten, unter einem Buchdeckel vereinigt zu sehen. Diesen Wunsch ist nun erfüllt, wenn auch seine Erfüllung freilich Corinth nicht mehr erleben konnte. Paula Steiner erzählt uns dies alles in dem einleitenden Aufsatz und schildert, wie Corinth damals heimlich noch eine Skizze zu einem Stillleben entwarf, die gleichfalls reproduziert ist. Das Buch vereinigt zum Teil in prächtigen Bänden und gibt so eine sehr vielen willkommenen das große Schaffen Louis Corinth's abrundernde Sammlung, wobei dem Leser durch eine Reihe ostpreussischer Feder ein literarisches und einmal in seiner Heimat erwidert wurde. Eine reizvolle und faszinierende Schilderung von Jugendindrücken aus Corinthis hat der selbst „Mein Ostpreussen“, folgt dem Vorwort. Prof. Dr. Gaebble würdigt „Corinthis Künstlerleben“, Prof. Degner spricht von „Corinthis Persönlichkeit“. Der umfangreiche Aufsatz „Corinth und seine Heimat“ stammt aus der Feder des Königsberger Kunstkritikers Dr. Ludwig Galtstein. Er bespricht Corinthis Heimatmilieu, Jugend, Bildungsgang, künstlerische Anfänge. Dann werden besonders die in Ostpreussen entstandenen und vorhandenen Bilder betrachtet und dieser Teil des Aufsatzes ist ein früher durch den sehr wertvollen „Bildungsbeil des Buches mit seinen 8 mehrfarbigen Tafeln, Landschaftsalzern, Stillleben, Bildnissen, Selbstbildnissen und Aquarellen, die er besonders behandelt, und das Endergebnis Dr. Goldsteins ist die Feststellung gewaltiger geistiger Fruchtbarkeit, großer Temperaments und unermüdlichen Arbeitswillens.

Die Lufttemperatur ist im Hochsommer gewöhnlich tagsüber so hoch, daß die Kleidung nur in geringem Grade die Fähigkeit zur Wärmerhaltung des Körpers haben braucht. Die Stoffe, aus denen die Sommerkleidung bestehen soll, müssen luftdurchlässig sein. Ihr Gewebe soll so locker sein, daß durch das Gewebe hindurch ein lebhafter Feuchtigkeitstausch stattfinden kann. Da dunkle Farben die stärksten Wärme der Sonne bedeutend stärker auffangen als die hellen Farben, kommt für den Sommer hauptsächlich die weiße Farbe in Frage. Die weiße Farbe wirkt einen großen Teil der auffallenden Strahlen zurück; daher werden die Häuser in den Tropen vorwiegend weiß gestrichen; daher sind die Verhänge von geschlossenen Automobilen auch bei uns im Sommer weiß lackiert. Hiermit sind aber die Bedingungen für die Sommerkleidung noch lange nicht erschöpft. Da die Schweißabsonderung in reichlichem Maße stattfindet, so soll das zunächst auf der Haut befindliche Gewebe eine gewisse Aufsaugkraft für Feuchtigkeit haben. Da es aber andererseits nicht wärmen soll, noch die Luftzirkulation durch die Kleidung zum Körper verhindern darf, wird man ein weimaßiges Gewebe aus einem aufsaugfähigen Stoff nehmen. Hierher gehören die im Sommer so angenehm zu tragenden Neglimes. Diese bilden also die Untergarbe, über der man sich mit Leinen oder ganz dünnen Wollestoffen begnügen wird. Nach Möglichkeit befreie man den Körper von allem unnötigen Ballast. Hohe steife Kragen sind im Sommer eine Qual, und hat man einmal richtig geschneidert, so ist der steife Kragen ganz verdrängt und weich geworden. Im Sommer wird man, wenn man die Wahl hat, auch für Lüftung der Füße Sorge tragen. Halbschuhe sind hohen Schuhen vorzuziehen. Stoffschuhe, besonders Sandalen, sind recht geeignet.

Am Abend schwillt Sommerzeit fehlt selten die Abkühlung durch ein Gemitter. Der Temperatursprung kann dabei ein sehr großer sein. Daher ist die Kleidung, die vor dem Gewitter noch genügend war, nach demselben zu kühl. Um dieser Erkältungen vorzubeugen, nehme man sich einen leichten Mantel mit, wenn man beabsichtigt, bis zum späten Abend im Freien zu bleiben. Für den Sommer gilt der Gummimantel als sehr praktisch. Er hat zwar den Vorzug, sehr leicht zu sein und wenig zu stören, wenn man ihn über den Arm trägt, hygienisch ist dieses Kleidungsstück aber nicht, da es den Körper hermetisch von der Außenwelt abschließt. Wenn es angeht, wird man einen Gummimantel offen tragen. Auf jeden Fall gebe man beim Kaufe Obacht, daß der Mantel unter der Achselhöhle einige Ventilationslöcher hat, durch welche wenigstens ein geringer Gasausstrom stattfinden kann. Wie ist ein Gummimantel als ein Kleidungsstück anzusehen, das man auf die Dauer tragen kann. Er soll nur als Nothelfer für kurze Stunden dienen. Als solcher ist er aber für einen kurzen Regenhaufenweg tatsächlich unersetzlich. Wirklich wasserabweisende Regenmäntel habe ich noch nicht kennen gelernt. Einige Regenmäntel halten sie kaum einige Minuten stand. Man darf auch die verschiedene Wirkungsweise zwischen gummimantelartigen Mänteln und den anderen sogenannten wasserabweisenden Mänteln nicht vergessen. Die letzteren sind mit Wachs oder anderen Salzen durchtränkt, so daß der Stoff nicht mehr so leicht aufnimmt, sondern es ablaufen läßt. Der Gummimantel läßt Wasser überhaupt nicht durch.

Die geeignete Kopfbedeckung für den Sommer ist unsern Breiten der Strohhut. Seine weiße Farbe hemmt die Wirkung der Sonnenstrahlung herab, seine weichen Maschen lassen die Luft hindurch und sein leichtes Gewebe macht ihn zum angenehmen Begleiter.

Überdies ist die hübsche Mode vom hygienischen Standpunkte aus zu begrüßen, wenn ihr auch — besonders bei glatzköpfigen Herren — häufig keine Gefolgschaft geleistet werden dürfte.